



*Zechenstraße in der "Dunkelschlagkolonie" um 1955
Kinderfeste gehörten mit zum sozialen Gefüge der dort wohnenden Menschen*

April 1998

<i>Montag</i>		<i>6</i>	<i>13 Ostern</i>	<i>20</i>	<i>27</i>
<i>Dienstag</i>		<i>7</i>	<i>14</i>	<i>21</i>	<i>28</i>
<i>Mittwoch</i>	<i>1</i>	<i>8</i>	<i>15</i>	<i>22</i>	<i>29</i>
<i>Donnerstag</i>	<i>2</i>	<i>9</i>	<i>16</i>	<i>23</i>	<i>30</i>
<i>Freitag</i>	<i>3</i>	<i>10 Karfreitag</i>	<i>17</i>	<i>24</i>	
<i>Samstag</i>	<i>4</i>	<i>11</i>	<i>18</i>	<i>25</i>	
<i>Sonntag</i>	<i>5</i>	<i>12 Ostern</i>	<i>19</i>	<i>26</i>	

Die Straßensänger

Aus dem Erinnerungsschatz von Johann Grohne aus der Dunkelschlagkolonie Arbeitslose gab es immer wieder und kommen immer wieder

Die Arbeitslosenzeit von 1930-33 brachte eine Vielzahl von Straßensängern hervor. Wer eine gute Stimme hatte, dazu ein Musikinstrument beherrschte, konnte sich einige Groschen zum Lebensunterhalt hinzuverdienen. Vielfach schloß man sich in Gruppen zusammen, um effektvoller zu wirken. Arbeitersiedlungen waren für diese Unternehmungen besonders attraktiv. Zum einen hatten Koloniewohner immer etwas übrig für Arbeitslose, und zum andern konnte man bei Polizeikontrollen schnell in den eng beieinanderstehenden Häusern untertauchen. Hier wirkte sich die Arbeitslosigkeit nicht so katastrophal aus wie in den Großstadtgebieten. Die Vieh- und Gartenhaltung linderte etwas die Not. Das Schweinchen im Stall und die eigenen Kartoffeln aus dem Garten halfen über die schlimmste Zeit hinweg. Die Koloniewohner hatten daher für einen guten "Song" noch immer ein 5 Pfennigstück über. Meistens sang man in der damaligen Zeit rührselige Lieder von Not, Heimweh, Mutterleid und Wanderschaft. Ein gern gesungenes Lied war:

Nach der Heimat möchte ich wieder, es ist die alte Heimat noch / dieselbe Luft, dieselben frohen Lieder / und alles ist ganz anders doch. / In einem Häuschen, wo vor Jahren / die liebe Mutter mich umfing, / da sah ich fremde Leute vor mir stehen. / Wie weh, wie weh mir da erging. / Es war, als rief es aus der Ferne / flieh, flieh und kehr nicht mehr zurück. / Du siehst, du siehst sie nimmer mehr.

Ein weiteres Lied hörte man immer wieder:

Hab kein Obdach, keine Bleibe, / hab so manche lange Nacht unter Gottes freiem Himmel in der Kälte zugebracht. / Liebe Leute, habt Erbarmen, seht doch unsere große Not. / Könnt ihr uns nichts anderes schenken; schenkt uns doch eine Scheibe Brot.

Ein besonderes Problem verursachte die Jugendarbeitslosigkeit. Hier gab es Bestimmungen mit besonderer Härte. Wenn der Vater noch in Arbeit stand, bekam der arbeitslose Sohn im elterlichen Hausstand keinen Pfennig Unterstützung. Dies führte häufig zu häuslichen Auseinandersetzungen. Taschengeld wurde zur Mangelware. Rauchen, Trinken und Tanzvergnügen fielen aus. Der Vater, selbst mit zwei bis drei Feierschichten in der Woche, wurde gleichfalls zum armen "Schlucker". Viele jugendliche Arbeitslose verließen das Elternhaus und gingen auf die "Tippelei" (Wanderschaft). Tausende Jungen und sogar Mädchen bettelten sich durch die deutschen Lande. Andere suchten Erleichterung, indem sie sich zusammenfanden und mit drei oder vier Personen ein Zimmer suchten wie wir das heute vom Kommunenleben kennen.

Aus dieser Situation ist ein bezeichnendes Lied entstanden:

Arbeitslos, arbeitslos / oh wie ist die Not so groß. / Ihr lieben Eltern mein, ihr braucht nicht traurig sein. / Ich geh auf Tippelei, dann habt ihr Ruh.

Ich erinnere mich an zwei Sänger, die oft unsere Kolonie besuchten. Es waren Großvater und Enkel mit ihren Gitarren. Ein Duett sangen sie voller Inbrunst:

Großvater, du mußt bleiben viele Jahre noch bei mir. / Wenn ich einstens groß geworden, koch ich selbst das Süppchen dir. / Wenn das Gefien dir auch schwer fällt, will ich unterstützen dich. / Will dich hegen, will dich pflegen, wie du einst gepflegt hast mich.

Dieses Lied brachte die große Angst der Menschen vor dem Altwerden zum Ausdruck, vor Siechtum und körperlichem Altersgebrehen. Drei bis vier Generationen lebten damals unter einem Dach, Großeltern, Eltern, Kinder, Enkel und Urenkel. Alters- und Pflegeheime gab es nicht. Traurig stimmte das Lied, das abends vor den Häusern gesungen wurde:

Rosen und Nelken verblühen ja, ach, gar so bald. / Jugend und Rosen verblühen, und wir werden alt.

Viele Lieder der Straßensänger wurden von jung und alt in der Siedlung übernommen. An den Sommerabenden saßen die Nachbarn beisammen bei Ziehharmonikamusik, pflegten die alten Lieder, und manche Legende wurde vom Stapel gelassen. Im nahen Waldteichgebiet kampierten die Zigeuner. Sie gesellten sich oft zu uns mit ihren Geigen und Gitarren. Der "Schwarze Zigeuner" klang schon damals aus allen Fenstern.

Die Eingänge der Siedlungen waren die Treffpunkte der Jugend. Auch sie sangen ihre bevorzugten Lieder. Meist waren es Fußballlieder des Arbeitersportvereins "Germania".

Aus eigener Kraft haben wir uns einen Fußballplatz geschaffen "...da draußen auf der Heide."

Sie sangen auch: *Dicht bei Dortmund liegt eine Zeche. / Diese heißt Minister Stein. / 136 Knappen büßten dort ihr Leben ein. / Wer war Schuld an diesem Unglück? Schuld an diesem Leid? / Ja die Steiger, mit ihrer Freiberei.*

Der Steiger war immer der Prellbock zwischen der Zechenführung und dem Kumpel. Das änderte sich erst, als die Gewerkschaften den Angestellten auch als Arbeitnehmer betrachteten.

In den Gewerkschaften und Arbeitergesangvereinen war ein Lied besonders bekannt: Ein Sohn des Volkes will ich sein und bleiben. Es wurde bei festlichen Ereignissen und Beerdigungen Arbeiterfunktionären vorgetragen. Als die Arbeitergesangvereine 1933 durch die Nationalsozialisten verboten wurden, wäre auch dieses Lied in Vergessenheit geraten, wenn es unser heimatverbundener Kumpel Zimmerhauer "Hannek" (Johann) Leschinski aus der Zechenstraße nicht so oft mit Hingabe gesungen hätte, als hielt er die Arbeiterfahne dabei in der Hand.

*Tief unten im Tale ging immer mein Lauf,
wollte zur Höhe steigen, doch ich kam nicht hinauf.
Ich bleibe im Leben nur einfach und schlicht,
und Orden und Schärpe begehre ich nicht.
Wie auch die Lebenstarke mich mag treiben.
Ein Sohn des Volkes will ich sein und bleiben.*

*Es stand eine Wiege im niedrigen Haus.
Die Sorge, sie ging drin ein und aus,
weil meinem Herzen der Hochmut ist fern,
drum bin ich beim Volke auch so gern.
Und guckt auch die Sorge mal durch die Scheiben,
ein Sohn des Volkes will ich sein und bleiben.*

*Und schließ ich die Augen hier zur ewigen Nacht
und hab ich die Ruhe zur letzten gemacht,
dann schmücket die Stätte mit grünem Kränzelin
und legt mir auf's Grab einen schmucklosen Stein.
Auf diesen Stein laßt mir die Worte schreiben:
Ein Sohn des Volkes wollte er sein und bleiben.*